

# Glaubenserfahrungen in der Modernen Literatur

(Radio Horeb, 29. August 2017)

Mit der zunehmenden Säkularisierung der Gesellschaft und jener Lebensbereiche, die früher dem Christentum eigen waren, ist der Stand bzw. die Möglichkeit einer christlichen Literatur äußerst erschwert, auf jeden Fall nicht mehr selbstverständlich und von allen anerkannt. Die christlichen Normen und Glaubenssätze werden nur von einem kleinen Teil der Gesellschaft akzeptiert. So ist es nicht verwunderlich, daß sich auch kaum noch genuin christliche oder katholische Schriftsteller finden.

Die Sprache der modernen Literaten ist nicht mehr die der Hymnen, Jamben und Sonette, sondern gerät an den Rand des Verstummens. Die Dichter meiden das religiöse Wort, sie verkleiden es oder schreiben Gegenworte und Gegentexte. Auch lehnen sie für sich das Amt eines Heilsverkünders ab, wie 1921 bereits Franz Kafka: »In Wirklichkeit ist der Dichter immer viel kleiner und schwächer als der gesellschaftliche Durchschnitt. Er empfindet darum die Schwere des Erdendaseins viel intensiver und stärker als die anderen Menschen. Sein Gesang ist für ihn persönlich nur ein Schreien ... Er ist kein Riese, sondern nur ein mehr oder weniger bunter Vogel im Käfig seiner Existenz.«<sup>1</sup> Die Literaten lösen sich zunehmend von allen religiösen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, und die Entfremdung zwischen Literatur und Glauben wird immer größer und grundlegender.

Der Prozeß der zunehmenden Entfremdung artikuliert sich in der deutschen Literatur seit dem Zweiten Weltkrieg unter je anderen Akzenten und Vorzeichen, und zwar in den fünfziger Jahren mehr moralisch und in den sechziger Jahren eher politisch, während sich die Literaten mit Beginn der siebziger Jahre mehr dem Einzelnen und seiner Suche nach der eigenen Identität zuwenden; heute sprechen einige vom Anbruch eines »ästhetischen Jahrzehnts« im Bereich von Kunst und Literatur. Am Beginn dieses Prozesses geht es um die zentrale Frage, ob es überhaupt so etwas wie eine »christliche« Literatur geben kann, also jene Frage, die seit dem letzten Jahrhundert nicht verstummt.

Am Ausgang der sechziger Jahre sprechen recht namhafte Literaturkritiker vom endgültigen Ende der christlichen Literatur. Aber so wenig sich damals das »Ende der Kunst« einstellt, hört auch die sogenannte »christliche Literatur« auf zu existieren; doch ist das Ende einer bestimmten Art, »christliche Literatur« zu schreiben, festzustellen. Die neue Verhältnisbestimmung von Glaube und Literatur bringt Heinrich Böll ins Wort, wenn er in »Rose und Dynamit« bemerkt: »Es gibt keine Theologie der Literatur. Gäbe es sie, sie würde zu verblüffenden Ergebnissen kommen, würde manchem Nichtchristen attestieren müssen, daß er 'verkündet', und manchen Christen in Bann tun müssen, weil er, indem er um des Marktes willen die Kunst verletzt, die Ordnung verletzt.«<sup>2</sup> Themen der »christlichen Literatur« von früher werden nun von solchen Autoren behandelt, die keine Christen sind.

---

<sup>1</sup> F. Kafka im Gespräch mit G. Janouch. Zit. nach Th. Anz, Die neue Überheblichkeit, in: FAZ vom 17.4.1982.

<sup>2</sup> H. Böll, Rose und Dynamit (1958), in: ders., Aufsätze, Reden, Kritiken. Bd.I, München 1969, 37f.

Die deutsche Lyrik der achtziger Jahre steht nicht mehr im Rampenlicht von Öffentlichkeit, Gesellschaft und Politik, zumal sie sich, dem Trend der »Postmoderne« folgend, mehr dem Humanum, der Innerlichkeit und dem Individuellen zuwendet. Diese Tendenz der achtziger Jahre beschreibt Hans Hölzl (Falco) mit den Worten: »Man will etwas erleben, hat Spaß am Vorzeigen der eigenen Person. Den Widrigkeiten einer düsteren Welt begegnet man mit augenzwinkernder Dekadenz. Ideologien landen da natürlich im Mülleimer.«<sup>3</sup> Jede offiziell anerkannte und religiös abgesicherte Sprachform wird abgelehnt. Nietzsches Gedicht vom Krähenflug, das noch in leidvoller Sprachnot erklingt: »Weh dem, der keine Heimat hat«, greift Ulla Hahn ironisch auf: »Wer keine Heimat hat /schaut sich den Himmel an.« Also erneut eine »Absage« an Gottes Himmel (Günter Kunert), seine Existenz und Wirklichkeit. Im Film gibt es noch vereinzelte Sprachspuren des Sakralen, aber meist verhüllt in Bilder des Erotischen. Das Wort wird in seinem Sprach- und Sinngehalt aufs äußerste reduziert, bis zur Unkenntlichkeit. Mitteilung bleibt versagt. Die Verachtung der Institution bis »zur Kotzgrenze des Politischen« äußert sich darin, daß sich das Individuum aus allen Normen und gesellschaftlichen Konventionen und Rückbindungen löst. Vom Leben bleibt der äußere Ablauf von Ereignissen und Fakten, bestimmt vom »Uhrwerk« (Ulla Hahn) als einzigem Inhalt.

Aber gleichzeitig mit der zunehmenden Entfremdung von Literatur und Glaube erhalten Meditation, Neognosis und Esoterik eine neue Plausibilität, wie sie bis dahin kaum gegeben war. Auf sich selbst zurückgeworfen, führt der Einzelne das Gespräch mit sich selbst. Deshalb wundert es nicht, daß gerade die Tagebücher zunehmend an Bedeutung gewinnen. Sie liegen in reicher Zahl von Ernst Jünger vor (aber auch von Franz Kafka, André Gide und anderen). Der Schreiber dieser Tagebücher versucht in einem persönlichen Rückblick, sich »seines« Tages und »seines« Erlebnisses zu versichern. Er verzichtet auf eine systematische und ordnende Zusammenstellung seines Lebens und wendet sich dem Detail zu, das er mit großer und geduldiger Hingabe und ungetrübter Freude beschreibt, um mit ganzer und ungeteilter Aufmerksamkeit Element neben Element zu setzen.

Von kirchlicher Seite wird die Begegnung mit der Literatur nicht sonderlich gesucht. Man wirft den Schriftstellern vor, daß sie zu einem großen Teil nur auf der Ebene der Diskussion blieben, ihre Form die Formlosigkeit sei und ihr Inhalt die Inhaltslosigkeit; sie würden selbstgefällig Situationen der Angst und der Verzweiflung beschreiben, ohne konstruktiv und innovativ neue Lebensmöglichkeiten aufzuzeigen. Solche Vorwürfe sind zu plakativ, als daß sie zu einem neuen Gespräch zwischen Kirche und Literatur, Theologie und Dichtung führen.

Im Bereich der Theologie ist derzeit eine erneute und bewußte Zuwendung zur Literatur festzustellen, teils aus dem Anliegen, mit Hilfe der literarischen Zeugnisse auf die Spuren Gottes in der heutigen Zeit hinzuweisen. Nicht selten bleibt es bei einer homiletischen, katechetischen oder religionspädagogischen Ausschichtung literarischer Texte und Zitate, im Dienst des eigenen theologischen Denk- und Ausführungswegs. Deshalb ist zu fragen, auf welche Weise die moderne Literatur zu einer Herausforderung für den Theologen werden und ihn auf neue Wege führen kann.

---

<sup>3</sup> FAZ 25.1.1985. Die folgenden Zitate stammen aus der FAZ am 11.12. und 17.5.1984.

## 1. Gnade im Zerbrechen

Statt gegenüber der Wirklichkeit Gottes zu resignieren, zu revoltieren und oder sie gar zu ignorieren, wählen manche Literaten eine neue Sprache, in der sich ihre Suchanzeige einen angemessenen Ausdruck verschafft. So auch Nelly Sachs.<sup>4</sup> Seit die Berliner Großbürgerstochter 1940 mit ihrer Mutter vor den Nazis geflohen ist, lebt sie in einer Einzimmerwohnung in Stockholm, die sie bis zu ihrem Tode 1970 nicht mehr verläßt. Hier entwirft sie eine Gegenwelt, wie »in Flammen« gegen die »Wohnungen des Todes«, ihres »Lehrmeisters«, gerichtet. Sie schreibt, »um zu überleben«. Zwei Jahrzehnte lang betritt sie nicht mehr deutschen Boden. Als sie 1960 in Meersburg am Bodensee den Droste-Preis erhalten soll, reist sie nach Zürich, steigt im Hotel »Zum Storchen« ab und fährt über den Bodensee nach Meersburg. In diesem Hotel lernt sie am 26. Mai Paul Celan kennen. Bald nach der Begegnung schreibt dieser ihr am 1. Juli: »Es gehört zum Schwersten dieser Zeit, daß so viele vom Wort abfallen - vom eigenen so leicht wie von dem ihnen zugesprochenen. Es ist still hier.« Nelly Sachs erleidet einen schweren Nervenzusammenbruch mit Verfolgungswahn. Am 19. August beschwört Paul Celan sie gleichsam mit den Worten:

*Weißt Du noch, wie, als wir ein zweites Mal von Gott sprachen in unserm Haus, das das Deine, das Dich erwartende ist, der goldene Schimmer auf der Wand stand? Von Dir, von Deiner Nähe her wird solches sichtbar, es bedarf Deiner, bedarf, auch im Auftrag derer, denen Du Dich so nah weißt und denkst, Deines Hier-und-unter-den-Menschen-Seins, es bedarf Deiner noch lange, es sucht Deinen Blick -: schick ihn, diesen Blick, wieder ins Offene, gib ihm Deine wahren, Deine befreienden Worte mit, vertrau Dich ihm an, vertrau uns, Deine Mit-und-Mit-Dir-Lebenden diesem Blick an, laß uns, die schon Freien, die Allerfreiesten sein, die Mit-Dir-im-Licht-Stehenden! Schau, Nelly: Das Netz wird fortgezogen!*

Paul Celan beläßt es bei einer Distanz, denn er sagt zu Nelly Sachs an anderer Stelle: »Von Deinem Gott war die Rede.«

Das Judentum und sein Glaubensweg bedeuten für Paul Celan keinen Ort der Glaubenserfahrung mehr. Die Dichterin Nelly Sachs hingegen schreibt in »Flucht und Verwandlung« über das Schicksal des Juden und sein Volk und damit auch über ihr eigenes jüdisches Schicksal, daß es für sie in allem »Zerbrechen« doch eine »Gnade« gibt:

*Zwischen  
deinen Augenbrauen  
steht deine Herkunft  
eine Chiffre  
aus der Vergessenheit des Sandes.*

*Du hast das Meerzeichen*

---

<sup>4</sup> Vgl. zu den folgenden Ausführungen auch K.-J. Kuschel, »Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...«. Literarisch-theologische Porträts von Heine bis Handke, Mainz 1991, 285-306.

*hingebogen  
verrenkt  
im Schraubstock der Sehnsucht.*

*Du säst Dich mit allen Sekundenkörnern  
in das Unerhörte.*

*Die Auferstehungen  
deiner unsichtbaren Frühlinge  
sind in Tränen gebadet.*

*Der Himmel übt an Dir  
Zerbrechen.*

*Du bist in der Gnade.<sup>5</sup>*

Für Nelly Sachs erhebt sich im Zerbrechen des Lebens ein Ort und eine Zeit religiöser Erfahrung. Selbst im Zerbrechen gibt es eine Gnade, wie sich auch die »Auferstehung« nicht ohne Tränen vollzieht.

Außer den Schrecknissen von Krieg, Not und Leid gibt es noch eine andere Erfahrung des heutigen Menschen, die ihn ins Verstummen zu führen droht. Es ist die Erfahrung des Scheiterns an der Liebe durch Mangel an Geliebtwerden und an Liebesfähigkeit. Viele Autoren geben Beispiele für die erste Erfahrung, Ursula Krechels Gedicht »Nachtrag« verdeutlicht aber die letztere:

<i>In den alten Büchern sind die Liebenden vor Liebe oft wahnsinnig geworden. Ihr Haar wurde grau ihr Kopf leer ihre Haut fahl vor Liebe, lese ich.</i>	<i>Aber nie ist jemand wahnsinnig geworden aus Mangel an Liebe die er nicht empfand. Auch das steht in den alten Büchern. So hätte denn der Mangel einmal sein Gutes.<sup>6</sup></i>
---	---

Berichten die alten Bücher davon, daß Menschen wahnsinnig werden konnten, sobald ihre Liebe nicht erwidert wurde, muß man heute voll Erstaunen feststellen, daß niemand aus Mangel an Liebesfähigkeit krank wird. Es ist vielleicht die radikalste und traurigste Situation menschlichen Lebens, daß man den Verlust der Liebe nicht mehr merkt und alle Liebesgefühle im Menschen stumm geworden sind, ohne daß es von einem bemerkt wird.

---

<sup>5</sup> N. Sachs, Fahrt ins Staublose. Die Gedichte der Nelly Sachs, Frankfurt/M. 1961, 47.

<sup>6</sup> Zit. nach H. Wagner (Hg.), Deutsche Liebeslyrik. Stuttgart 1982, 346.

Botho Strauß beschreibt in seinem umstrittenen Theaterstück »Der Park«<sup>7</sup> die Unfähigkeit der Menschen, Lust zu empfinden. Um die Menschen zur Lust der Liebe zu wecken, erscheinen, wie in Shakespeares »Sommernachtstraum«, die mythologischen Figuren Titania und Oberon. Was jedoch bei Shakespeare zur Vereinigung der Liebenden führt, trennt nun bei Strauß die Paare voneinander. Die Menschen nehmen nach all den turbulenten Ereignissen und verworrenen Beziehungen das Fest nicht an, sie können nicht feiern, sich nicht freuen und keine Lust mehr empfinden. Selbst die fünf Gäste, die gekommen sind, geraten »in die allergrößte Verlegenheit«. Der Anklang an Mt 22 ist unüberhörbar. Im Schlußmonolog entfaltet der Sohn seine eigene Vorstellung von einem herrlichen Fest: »Das ist das Paradies!«. Der Sohn läßt das Wort des hl. Augustinus aus dem »Gottesstaat« auf die Servietten drucken:

*Da werden wir feiern und schauen,  
schauen und lieben, lieben und preisen<sup>8</sup>,*

aber die Einladung wird nicht aufgegriffen. Als Gegenbild entsteht das Bild einer frustrierten Wohlstandsgesellschaft:

*Statt zu feiern werden sie frösteln,  
statt zu schauen werden sie unter sich blicken,  
statt zu lieben werden sie witzeln,  
statt zu preisen werden sie nörgeln.  
Anders kann es gar nicht kommen.<sup>9</sup>*

## 2. Atem der Sehnsucht

Daß die Entfremdung des Menschen noch von grundlegenderer Art ist, als sie bisher beschrieben wurde, zeigt sich besonders in den Erzählungen, Romanen und Kurzprosatexten Franz Kafkas. Er beschreibt immer wieder religiöses Milieu, aber bis zum Widerspruch entkleidet. In dem Prosatext »Gespräch mit dem Beter« heißt es:

*Es gab eine Zeit, in der ich Tag um Tag in eine Kirche ging, denn ein Mädchen, in das ich mich verliebt hatte, betete dort kniend eine halbe Stunde am Abend, unterdessen ich sie in Ruhe betrachten konnte.<sup>10</sup>*

Was Sören Kierkegaard Regine Olsen über Jahre hinweg zumutete, wollte Kafka den Menschen, die ihn liebten, ersparen. In einem Brief an Felice vom Juni 1913 schreibt er:

---

<sup>7</sup> Vgl. B. Strauß, Der Park. München 1983; siehe auch M. Motté, »Nur ein Gott kann uns retten«. Spuren religiöser Sehnsucht in der modernen Literatur, in: StdZ 204 (1986) 253-268, bes. 265f.

<sup>8</sup> Ebd., Der Park, 126.

<sup>9</sup> Ebd. 126f.

<sup>10</sup> F. Kafka, Gespräch mit dem Beter, in: ders., Erzählungen. Frankfurt 1983, 9.

*Könntest Du das ertragen? Vom Mann nichts zu wissen, als daß er in seinem Zimmer sitzt und schreibt? Und auf diese Weise den Herbst und den Winter verbringen? Und gegen das Frühjahr zu, den Halbtoten an der Tür des Schreibzimmers empfangen? ... Ist das ein mögliches Leben?*<sup>11</sup>

Schreiben war für Franz Kafka eine Form des Gebets, und zwar als Gespräch mit sich selbst inmitten einer Welt, in der Gott vielleicht einmal gewesen war und in die er vielleicht irgendwann einmal zurückkehrt. In der gegenwärtigen Welt gilt kein Haben mehr, nur noch ein Sein, das mit dem letzten Atem der Sehnsucht Ausschau hält, selbst in Zeiten der Einsamkeit und Isolation. Ende März 1923 heißt es in einem Brief an den Arzt und Freund Robert Klopstock:

*Dieses Schreiben ist mir in einer für jeden Menschen um mich grausamsten (unerhört grausamen, davon rede ich gar nicht) Weise das wichtigste auf Erden, wie etwa einem Irrsinnigen sein Wahn (wenn er ihn verlieren würde, würde er 'irrsinnig' werden) oder wie einer Frau die Schwangerschaft ... Und darum halte ich das Schreiben in zitternder Angst vor jeder Störung umfassen, und nicht nur das Schreiben, sondern auch das dazugehörige Alleinsein.*<sup>12</sup>

Diesem Ruf bleibt Franz Kafka treu, auch unter der Last des größten Alleinseins. Er zeichnet eine ganze Liste von Gründen auf, die für bzw. gegen die Heirat mit Felice Bauer sprechen:

*1. Unfähigkeit, allein das Leben zu ertragen, nicht etwa Unfähigkeit zu leben, ganz im Gegenteil, es ist sogar unwahrscheinlich, daß ich es verstehe, mit jemandem zu leben, aber unfähig bin ich, den Ansturm meines eigenen Lebens, die Anforderungen meiner eigenen Person, den Angriff der Zeit und des Alters, den vagen Andrang der Schreiblust, die Schlaflosigkeit, die Nähe des Irrseins - alles dies allein zu ertragen, bin ich unfähig. Vielleicht, füge ich natürlich hinzu. Die Verbindung mit F. wird meiner Existenz mehr Widerstandskraft geben ...*

*3. Ich muß viel allein sein. Was ich geleistet habe, ist nur ein Erfolg des Alleinseins.*

*4. Alles, was sich nicht auf Literatur bezieht, hasse ich, es langweilt mich, Gespräche zu führen ... Gespräche nehmen allem, was ich denke, die Wichtigkeit, den Ernst, die Wahrheit.*

*5. Die Angst vor der Verbindung, dem Hinüberfließen. Dann bin ich nie mehr allein...*<sup>13</sup>

Ein Leben lang ringt Kafka damit, inwieweit er sich der Welt, dem Bürgertum - also der Anständigkeit und Gemeinschaft - und dem Glauben öffnen soll. Doch schließlich zieht er es vor, der einsame Schriftsteller zu bleiben.

Franz Kafka kennt die Heilige Schrift, ihre Verheißungen und die Propheten. Als Jude weiß er um das Land »Kanaan«, das einzige Hoffungsland. Voller Sehnsucht schaut er nach dem Verheißenen

---

<sup>11</sup> Zit. nach W. Jens, »Laßt den Menschen nicht verkommen«, in: ders. - H. Küng, Dichtung und Religion. München 1985, 308.

<sup>12</sup> Ebd. 309.

<sup>13</sup> F. Kafka, Tagebücher 1910-1923. Frankfurt/M. 1983, 227f.

aus, doch die Erfüllung der Verheißungen bleibt ihm verwehrt.

Auf diesem Hintergrund beschreibt er in seinem Werk über das »Schloß« seinen eigenen Lebensweg.<sup>14</sup> Hier verarbeitet er, literarisch verschlüsselt, sein Scheitern in Leben, Beruf, Ehe und Liebe.<sup>15</sup> Das »Schloß« ist höher als alles, was er erreicht und was ihm gelingt, und er wird es nie erreichen, solange er nicht gerufen und berufen wird. Der Weg zum ersehnten Ziel wird »K.« nicht kundgetan. Doch Franz Kafka wählt nicht den Abgrund der »dunklen Mächte«, den Selbstmord lehnt er für sich ab. Weiß er ja auch um das »Sonnenlicht« und ist bereit zu allem »Schönen«, selbst wenn diese positiven Seiten in seinem Werk keine Gestalt finden.

Die Parabel »Eine kaiserliche Botschaft«<sup>16</sup> erzählt von einem Kaiser, der auf dem Sterbebett einem Boten »die Botschaft« ins Ohr flüstert, eine Botschaft, von der es ausdrücklich heißt, daß der Kaiser sie »gerade dir« gibt, und die ihm so wichtig ist, daß er sie durch den Boten wiederholen läßt, um die Richtigkeit durch Kopfnicken zu bestätigen. Der Bote aber ist unfähig, den großen Palast des Kaisers zu verlassen und die Botschaft zu übermitteln. Am Ende des kurzen Prosatextes heißt es: »Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten - Du aber sitzt an Deinem Fenster und erträumst sie Dir, wenn der Abend kommt.«

Es gibt also eine Botschaft, und ein Gesandter, der die Botschaft richtig verstanden hat, ist unterwegs. Aber wird der Bote jemals die zahllosen Hindernisse auf dem Weg überwinden oder gar aus dem Palast herauskommen? Ist der Kaiser noch am Leben? Der zuletzt zitierte Satz läßt sogar fragen, ob der »kaiserlichen Botschaft« überhaupt eine Realität entspricht oder ob sie nur erträumt ist.

Weniger bekannt blieb, daß Franz Kafka auch ein religiöser Aphoristiker war. Seine acht hinterlassenen Oktavhefte bezeichnet Max Brod als »Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg«. Zahlreiche Tagebuch- und Briefaufzeichnungen gingen nicht unmittelbar in Kafkas literarisches Werk ein, enthalten aber wichtige Verdeutlichungen. Es heißt hier:

*Der Mensch kann nicht leben ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich, wobei sowohl das Unzerstörbare als auch das Vertrauen ihm dauernd verborgen bleiben können. Eine der Ausdrucksmöglichkeiten dieses Verborgenbleibens ist der Glaube an einen persönlichen Gott.<sup>17</sup>*

Franz Kafka setzt sich mit dem biblischen Erbe auseinander. So schreibt er in seinem »Tagebuch«: »Nur das Alte Testament sieht.«<sup>18</sup> Man hat Kafka einen modernen Hiob genannt, aber eben einen, der unter Gottes Abwesenheit leidet, weil er sich als einen aus dem Paradies endgültig Vertriebenen versteht, ohne Aussicht auf Rückkehr. Deshalb fasziniert ihn keine Geschichte der Bibel mehr

---

<sup>14</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen von W. Jens, Laßt den Menschen nicht verkommen, 286-305, bes. 290ff; H. Politzer, Franz Kafka, der Künstler. Gütersloh 1965, bes. 316-399.

<sup>15</sup> Sein letztes halbes Lebensjahr verbringt er in Gemeinschaft mit der Berlinerin Dora Diamant, die mit dem Todkranken nach Wien ins Sanatorium zieht und ihn bis zu seinem Ende pflegt.

<sup>16</sup> Vgl. F. Kafka, Eine kaiserliche Botschaft, in: ders., Erzählungen, 128f; vgl. K.-J. Kuschel, »Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...«, 70-96, bes. 91f.

<sup>17</sup> F. Kafka, Betrachtungen, in: ders., Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande... Frankfurt/M. 1983, 34.

<sup>18</sup> F. Kafka, Tagebücher 1910-1923, 367.

als die vom Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies.

In paradoxen Aphorismen begreift Franz Kafka seine eigene ausweglose Situation und bringt sie in folgenden Worten prägnant zum Ausdruck:

*Wir sind nicht nur deshalb sündig, weil wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, sondern auch deshalb, weil wir vom Baum des Lebens noch nicht gegessen haben. Sündig ist der Stand, in dem wir uns befinden, unabhängig von Schuld.*<sup>19</sup>

In diesen Sätzen reflektiert Franz Kafka das für ihn aussichtslose Problem der Omnipräsenz der Sünde und der Allgegenwart der Schuld. Das Alte Testament mit seinen Personen und Geschichten konfrontiert ihn mit seiner eigenen ausweglosen Existenz und erweist sich so nicht bloß als ein Trost-, sondern als ein Erkenntnisbuch, das unerbittlich bis in die Tiefen und Untiefen des Menschen »sieht«. Das angeführte Zitat Kafkas endet mit den Worten: »Nur das Alte Testament sieht - nichts noch darüber zu sagen.« Keine 14 Tage später bricht es aus ihm heraus in einem bei ihm eher seltenen gebetsartigen Text:

*Erbarme Dich meiner, ich bin sündig bis in alle Winkel meines Wesens. Hatte aber nicht ganz verächtliche Anlagen, kleine gute Fähigkeiten, wütete mit ihnen, unberatenes Wesen, das ich war, bin jetzt nahe am Ende, gerade zu einer Zeit, wo sich äußerlich alles zum Guten für mich wenden könnte. Schiebe mich nicht zu den Verlorenen. Ich weiß, es ist eine lächerliche, in der Ferne und schon sogar in der Nähe lächerliche Eigenliebe, die daraus spricht, aber lebe ich einmal, so habe ich auch die Eigenliebe des Lebendigen, und ist das Lebendige nicht lächerlich, dann auch seine notwendigen Äußerungen nicht. - Arme Dialektik! Bin ich verurteilt, so bin ich nicht nur verurteilt zum Ende, sondern auch verurteilt, mich bis zum Ende hinein zu wehren.*<sup>20</sup>

Immer wieder spricht Franz Kafka von Gestalten des Alten Bundes, kaum aber von Jesus Christus. Gustav Janouch erinnert sich an eine Begegnung mit Franz Kafka:

*Und Christus? Kafka neigte den Kopf. Das ist ein lichterfüllter Abgrund. Man muß die Augen schließen, um nicht abzustürzen.*<sup>21</sup>

Sehnsucht und Abgrund gehören zusammen:

*Ich bin nicht von der allerdings schon schwer sinkenden Hand des Christentum ins Leben geführt worden wie Kierkegaard, und habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetsmantels noch gefangen wie die Zionisten. Ich bin Ende oder Anfang,*

---

<sup>19</sup> F. Kafka, Betrachtungen, 36f.

<sup>20</sup> F. Kafka, Tagebücher 1910-1923, 370.

<sup>21</sup> G. Janouch, Gespräche mit Kafka. Aufzeichnungen und Erinnerungen, Frankfurt 1961, 184.

jedoch ohne die Mitte einer vom Glauben getragenen Haltung.<sup>22</sup> Bei Franz Kafka fehlt die Thematik des Exodus, der Befreiung und der Erlösung. Im dritten Oktavheft 1917 heißt es:

*Wir sind, mit dem irdisch befleckten Auge gesehen, in der Situation von Eisenbahnreisenden, die in einem langen Tunnel verunglückt sind, und zwar an einer Stelle, wo man das Licht des Anfangs nicht mehr sieht, das Licht des Endes aber nur so winzig, daß der Blick es immerfort suchen muß und immerfort verliert, wobei Anfang und Ende nicht einmal sicher sind. Rings um uns aber haben wir in der Verwirrung der Sinne oder in der Höchstempfindlichkeit der Sinne lauter Ungeheuer und ein je nach der Laune und Verwundung des einzelnen entzückendes oder ermüdendes kaleidoskopisches Spiel. Was soll ich tun? oder: Wozu soll ich es tun? sind keine Fragen dieser Gegenden.*<sup>23</sup>

Franz Kafka bleiben aus dem biblischen Erbe nur die Themen von Gesetz, Gericht, Vertreibung aus dem Paradies und die Situation des Sündenfalls; die befreienden und erlösenden Kategorien des Glaubenslebens sind Franz Kafka fremd.

Das Problem des Sündenfalls und des Schuldigwerdens wird in der modernen Literatur vielfach und hinreichend bedacht.<sup>24</sup> Die Fragestellung ist unmittelbar mit der Theodizeeproblematik verknüpft, eine Frage, die seit der Aufklärung das philosophische und theologische Denken beschäftigt. Doch den Literaten geht es um keine theoretische Lösung, die auf dem Weg des Nachdenkens einzuholen ist, sondern um den praktischen Umgang mit der Erfahrung des Bösen, das unvermerkt in den Stoff der Existenz eingedrungen ist.

Gerade in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ist das Thema der Schuld besonders häufig angesprochen. Schuld zu bewältigen und aus ihr herauszufinden, davon sagt Hilde Domin in ihren autobiographischen Aufzeichnungen »Von der Natur nicht vorgesehen«:

*Sei unbequem, zuallererst dir selbst. Schade dir, indem du nicht in Schritt und Tritt gehst; indem du hinsiehst, statt wegzusehen; indem du aufstehst und protestierst, wo alle sitzen bleiben, als hätten sie einen Theaterplatz unter dem Hintern; indem du entscheidest von Fall zu Fall und sogar erst nach Kenntnis des Falles. Damit schadest du dir enorm. Hier schlägt der Schaden für den einzelnen in den Nutzen der Gesellschaft um.*<sup>25</sup>

Eine wichtige Akzentverschiebung in der neueren Literatur hat dazu geführt, daß in ihr nicht mehr die persönliche Sündenproblematik vorherrscht. Das Phänomen von Schuld und Sünde wird als so komplex erfahren, daß die bisherige (meist kirchliche) Sündenauffassung als unzureichend erscheint. Was gemeinhin als »Sünde« ausgegeben wird, gilt vielen Literaten mehr und mehr als ein »halb gutmütiges, vertrauliches und versuchsweise humoristisches Wort« (so Thomas Mann in ei-

---

<sup>22</sup> F. Kafka, Betrachtungen, 89.

<sup>23</sup> Ebd. 54.

<sup>24</sup> Vgl. J. Imbach, Schuld in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, in: StdZ 205 (1987) 731-743.

<sup>25</sup> H. Domin, Von der Natur nicht vorgesehen. Autobiographisches, München 1974, 132.

nem Brief an Gerhart Hauptmann<sup>26</sup>).

In der Gegenwartsliteratur wird nicht von Sünde, sondern eher von Schuld gesprochen. Die Art und Weise, wie dieses Thema behandelt wird, läßt die neuen gesamt menschlichen, gesellschaftlichen und politischen Dimensionen von Schuld erkennen. Es gibt in der modernen Literatur zwar auch die Thematik der Schuldvergessenheit (Dürrenmatt, Handke), aber dies wird nicht als selbstverständlich registriert, sondern eher disqualifiziert. So stellen die Literaten immer wieder konkrete Schuldsituationen dar, die nach der Verantwortung fragen und eine vorschnelle Absolution ablehnen lassen.

### 3. Die Suche nach authentischem Leben

Die biographische Wende in der modernen Literatur ist insofern von besonderer Bedeutung, als die Literaten deutlich machen, daß und wie die eigene Biographie zu einer Frage nach einem erlösten Leben und dem Ort der Gott-Suche werden kann. Eine Notiz von Max Frisch läßt erkennen, wie sehr er keineswegs nur Literatur schreiben will, sondern sich vor allem als eine literarische Existenz versteht:

*Ich probiere Geschichten an wie Kleider. Immer öfter erschreckt mich irgendeine Erinnerung, meistens sind es Erinnerungen, die eigentlich nicht schrecklich sind; viele Bagatellen sind nicht wert, daß ich sie erzähle in der Küche oder als Beifahrer. Es erschreckt mich nur die Entdeckung: Ich habe mir mein Leben verschwiegen. Ich habe irgendeine Öffentlichkeit bedient mit Geschichten. Ich habe mich in diesen Geschichten entblößt, ich weiß, bis zur Unkenntlichkeit. Ich lebe nicht mit der eigenen Geschichte, nur mit Teilen davon, die ich habe literarisieren können. Es fehlen ganze Bezirke: der Vater, der Bruder, die Schwester. Im vergangenen Jahr ist meine Schwester gestorben. Ich bin betroffen gewesen, wieviel ich von ihr weiß; nichts davon habe ich je geschrieben. Es stimmt nicht einmal, daß ich immer nur mich selbst beschrieben habe. Ich habe mich selbst nie beschrieben. Ich habe mich nur verraten.<sup>27</sup>*

Das Zeugnis, um das es Max Frisch geht, ist mehr als ein rein autobiographisches. Dies läßt sich an dem Bedeutungswandel erkennen, den die »Biographie« in diesem Jahrhundert erfahren hat. Zur »biographischen Mode« (L. Lowenthal<sup>28</sup>) der 20er Jahre kommt es dadurch, daß nach den Erschütterungen des Ersten Weltkriegs und angesichts des rasanten »Verfalls der Werte« die »Biographien« großer Persönlichkeiten erneut Ideale und Wertmaßstäbe hochhalten sollen. In den Biographien großer Menschen kann der einzelne wieder neue Vorbilder für sich und den eigenen Lebensweg erkennen; auch wenn bei der literarischen Darstellung der biographische Wahrheitsgehalt nicht immer durchgehalten wird, ist der ideelle Wert enorm. Dabei kommt gerade dem aufgezeich-

---

<sup>26</sup> Vgl. Th. Mann, Briefe 1889-1936. Frankfurt/M. 1961, 234.

<sup>27</sup> M. Frisch, Montauk, 155f.

<sup>28</sup> Vgl. L. Lowenthal, Die biographische Mode, in: Sociologica. Aufsätze. Max Horkheimer zum 60. Geburtstag gewidmet, Frankfurt/M. 1955.

neten Tagebuch eine große Bedeutung zu, weil es eben sehr persönliche und private Einblicke in die Entwicklung der (künstlerischen) Persönlichkeit gibt.

Max Frisch stellt die Frage nach der authentischen Biographie auf die ihm eigene Weise. In den Werken »Stiller«<sup>29</sup> und »Biografie«<sup>30</sup> geht es um ein Spiel von drei Personen. Kürmann experimentiert immer neue Biographien durch, findet aber am Ende schließlich in seine eigene zurück. Im Vorspruch auf Tschschows »Drei Schwestern« schreibt Frisch: »Ich denke häufig, wie wenn man das Leben noch einmal beginnen könnte, und zwar bei voller Erkenntnis? Wie, wenn das eine Leben, das man schon durchlebt hat, sozusagen ein erster Entwurf war, zu dem das zweite die Reinschrift bilden wird! Ein jeder von uns würde dann, so meine ich, bemüht sein, vor allem sich nicht selber zu wiederholen, zumindest würde er für sich selbst eine andere Lebensweise schaffen.« Stiller kann kein anderer werden als der, welcher er ist; so muß er sich am Ende so annehmen, wie er ist. Der Staatsanwalt bemerkt hierzu schließlich:

*Viele erkennen sich selbst, nur wenige kommen dazu, sich selbst auch anzunehmen. Wieviel Selbsterkenntnis erschöpft sich darin, den anderen mit einer noch etwas präziseren und genaueren Beschreibung unserer Schwächen zuvorzukommen, also in Koketterie! Aber auch die echte Selbsterkenntnis, die eher stumm bleibt und sich wesentlich nur im Verhalten ausdrückt, genügt noch nicht ... Daß die Selbstannahme mit dem Alter von selbst komme, ist nicht wahr ... Es braucht die höchste Lebenskraft, um sich selbst anzunehmen ... In der Forderung, man solle seinen Nächsten lieben wie sich selbst, ist es als Selbstverständlichkeit enthalten, daß einer sich selbst liebe, sich selbst annimmt, so wie er erschaffen worden ist.*<sup>31</sup>

Die gläubige Durchdringung menschlichen Lebens kann nicht im Ton belangloser Plaudereien und subjektiver Betroffenheiten verlaufen; dafür spricht das Leid im menschlichen Leben eine zu harte und eindeutige Sprache. Die Heilige Schrift bezeugt, daß gerade im Erzählen vom Handeln Gottes immer auch die Erfahrung der Unbegreiflichkeit Gottes sichtbar wird, die aufs engste mit der Erfahrung des Leidens verbunden ist. »Man kann nicht genug betonen, daß diese Exegese Gottes in der gesamten Welt der Religionen völlig analogielos dasteht. Hier legt Gott sein Tiefstes im Leiden aus - und zwar in einem freiwilligen, die fremde Schuld übernehmenden Leiden -, während alle übrigen vom Menschen zu Gott hin gebahnten Wege solche der Überwindung des Leidens, der Suche nach dem 'glückseligen Leben', der Unangefochtenheit von den Fährnissen des Lebens sind.«<sup>32</sup> Wer auf seinem Lebensweg in der Erfahrung des Leidens dem unergründbaren und alles übersteigenden Geheimnis Gottes begegnet, wird die äußerste Herausforderung im Glauben durchzustehen haben.

---

<sup>29</sup> Vgl. M. Frisch, Stiller. Roman, Frankfurt/M. 1954.

<sup>30</sup> Vgl. M. Frisch, Biografie. Ein Spiel, Frankfurt/M. 1967.

<sup>31</sup> M. Frisch, Stiller, 243f.

<sup>32</sup> H.U. von Balthasar, Gott ist sein eigener Exeget, in: IKaZ 15 (1986) 8-13, hier 11.

#### 4. Antwort auf die Frage des Lebens?

Der Dialog zwischen der Theologie und Literatur ist auf dem Areopag (Apg 17,27f.) eröffnet:

*Die Menschen sollten Gott suchen, ob sie ihn ertasten und finden könnten; denn keinem von uns ist er fern. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art.*

Der einzige Dichter, den das Neue Testament hier erwähnt, ist Aratos aus Zilizien (3. Jh.v.Chr.). Roloff schreibt: »Die Worte der Dichter gewinnen hier geradezu die Funktion eines Schriftbeweises! Aus ihrer Konvergenz mit dem Wort der Schrift folgert Lukas, daß sie nicht anders als dieses als normatives Zeugnis der Wahrheit über Gott, Welt und Mensch beansprucht werden können. Er kennt noch keinen formalisierten theologischen Offenbarungsbegriff, und so kann er ganz unbefangen die Dichterworte als Zeugnisse für die Einheit und Unteilbarkeit der Wahrheit nehmen, in der sich Gott seinen Geschöpfen, den Menschen, mitgeteilt hat.«<sup>33</sup> Diese Warnung für den Umgang mit der Literatur ist dennoch mitgegeben, wenn es im folgenden Vers (29) heißt: »Da wir also von Gottes Art sind, dürfen wir nicht meinen, das Göttliche sei wie ein goldenes oder silbernes oder steinernes Gebilde menschlicher Kunst und Erfindung.« Alles in Kunst und Literatur ist an der Person und Lebensgestalt Christi zu messen und gegebenenfalls zu korrigieren. Geschieht dies, kann die Literatur einen wichtigen Hinweis dafür geben, daß Gott »keinem von uns fern ist«. Diesen Dienst werden die Literaten umso mehr leisten können, als sie oft sehr unmittelbar im Leben stehen und ihre Erfahrungen ins Wort bringen, auch wenn diese sie zuweilen selber aufreißt. Reinhold Schneider beantwortet die Frage nach dem Auftrag des Schriftstellers recht eindeutig: Der christliche Dichter ist ein unmöglich Möglicher, ein scheiternd Gelingender, ein gelingend Scheiternder, jener »Unerträgliche, der den Protest Jesu Christi in die Zeit zu werfen versucht, der Unruhestifter, der Ankläger, der Wurm im Gewissen, verhaßt den Mächtigen, höchst unerwünscht den Oberhirten, willkommen den Feinden Christi, nicht um seiner, sondern um ihrer Sache willen, Narr zwischen allen Fronten, belastet mit dem Vorwurf richterlicher Überheblichkeit, während er sich doch jede Stunde richtet und wissentlich jede Stunde an der Kunst wie am Christentum versagt«<sup>34</sup>. »Unmöglich« ist die Existenz des Schriftstellers dadurch, daß er Unvereinbares nicht nur schreibt, sondern im eigenen Leben durchmacht, gleichsam am eigenen Leibe experimentiert. Reinhold Schneider notiert 1934: »Im Grunde habe ich kein Stadium meines Lebens wirklich überwunden [...] Gestalten, die mich einmal beschäftigten, kehren mit Sicherheit wieder ... Wirklich fruchtbar sind nur die unheilbaren Konflikte ... Die Synthese ruht im Gegensatz selbst: darin, daß der Konflikt gelebt wird; denn nur das Leben verbindet das Unvereinbare, indem es dieses umfaßt und sich an ihm verzehrt.«<sup>35</sup> Es gibt Fragen, die ihre Antwort erst im Leben finden. Ihre eigene Antwort auf die Fragen des Lebens geben die Literaten auf je unterschiedliche Weise, und zwar vor allem eben durch ihre schriftstellerische Tätigkeit.

---

<sup>33</sup> J. Roloff, Apostelgeschichte-Kommentar. Göttingen 1981, 264.

<sup>34</sup> R. Schneider, Dem lebendigen Geist, in: ders., Gesammelte Werke in 10 Bänden, Bd. VI. Frankfurt/M. 1978, 287f.

<sup>35</sup> R. Schneider, Tagebuch Reinhold Schneider 1930-1935. Frankfurt/M. 1983, 785f.

